

Zur Lage der katholischen Missionen in Japan

Von Olaf Graf O.S.B. (Kobe, Japan)

Der Friedensvertrag von San Franzisko hat die Blicke der Welt wiederum auf das kleine Inselreich vor der Ostküste Asiens gelenkt, das sich berufen und imstande glaubte, diesem größten und volkreichsten Kontinent seine neue Ordnung aufzuzwingen. Ungezählte Redaktionsfedern setzte jenes Ereignis in den ersten Septembertagen in Bewegung: wohin würde der Kurs dieses Volkes nun weiterführen, in treue Gefolgschaft des amerikageführten Westens, in ein abwartend unsicheres oder kompromißlos entschlossenes „ohne uns!“ zwischen den beiden Lagern, oder in eine spätere Allianz mit seinen großen kommunistischen Nachbarn? So verschiedene Prognosen diese Leitartikler gestellt haben mögen, wir werden kaum fehlgehen mit der Vermutung, daß nur wenige Analysen den Kernfaktoren der japanischen Zukunft mit dem Gewichte Rechnung getragen haben, das sie in Wahrheit besitzen. Wenn wir uns in dieser Zeitschrift mit der Lage der katholischen Missionen im gegenwärtigen Japan befassen, so möchten wir uns hüten, einer zweifellos günstigen Tagesituation eine zu optimistisch gesehene Tragweite für die eigentlichen Aufgaben der Zukunft beizumessen. Es ist leicht, an Hand einiger Zahlen aus der Statistik der letzten Jahre das Bild eines glänzenden Aufschwungs der katholischen Japanmission zu zeichnen, aber es wäre dieser selbst schlecht gedient damit, denn ihre Freunde und Förderer zu Hause müßten daraus ein falsches Bild von der Größe und Schwere dieser Aufgabe gewinnen.

Wenn wir versuchen, zu einer realistisch-nüchternen Übersicht und Bewertung der heutigen Situation zu gelangen, werden wir freilich kaum zweckmäßiger beginnen können als damit, daß wir zunächst eben doch die Statistik sprechen lassen und den Fortschritt des Missionswerkes im vergangenen Lustrum zahlenmäßig herausstellen. Ein zweiter Abschnitt möchte diesen Zahlen dann die Aufgabe gegenüberstellen, die weiter zu leisten ist, die Hauptfaktoren nennen, die sie fördern oder hemmen, zum Vorteil oder Nachteil beeinflussen werden. Ein dritter Abschnitt endlich erlaubt sich, vom Standpunkt einer mehr missionstheoretischen Besinnung für die Praxis einige Vorschläge zu bringen.

1. Der heutige Stand der katholischen Japanmission

Anläßlich seiner ersten Zusammenkunft nach der Niederlage und Besetzung Japans richtete der japanische Episkopat unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Tokio, Monsgr. Petrus Doi, einen Aufruf, Bitte und Einladung zu erneuter und verstärkter Mitarbeit am Missionswerk in Japan enthaltend, vorab an die Missionsfreunde in Frankreich. Waren es ja

gerade 100 Jahre, daß die Propaganda zu Rom der Pariser Missionsgesellschaft die Christianisierung des Landes der Aufgehenden Sonne anvertraut hatte. In dieser Einladung nun wurde die Hoffnung ausgesprochen, Japans Kirche würde einer Blütezeit entgegenreifen, die Massenkonversionen zum christlichen Glauben erwarten lasse, ja es habe für das Land seit St. Xaviers Landung und dem ersten ungeahnten Aufschwung des Christentums vor 400 Jahren (1549 bis etwa 1600) nie mehr eine solche Gnadenstunde geschlagen. Vermutlich war es der Sturz des Staatshintos als bevorzugter Religion des Landes und der Verzicht des Kaisers, weiterhin als ein übermenschliches Wesen der Gegenstand eines besonderen, quasireligiösen Kultes zu sein, woran diese Hoffnungen sich entzündeten. Läßt nun die Entwicklung des Missionswerkes in den letzten fünf bis sechs Jahren diese Hoffnung aufrechterhalten? Es mögen zunächst die Zahlen der Statistik sprechen.

Im Jahrzehnt vor dem 2. Weltkrieg (1930/1940) war der Zuwachs an Katholiken durch Erwachsenentaufen und durch Kinder aus katholischen Ehen Jahr für Jahr ein ziemlich gleichmäßiger, im Durchschnitt etwa 1800 resp. 3400 betragend. Die Angaben des offiziellen Jahrbuchs der Propaganda (*Le Missioni Cattoliche*, Rom 1946 pag. 479) und die des *Catholic Year Book* 1950 (Tokio, *Catholic Kyoku Remmei*, pag. 312) weichen etwas voneinander ab. Das letztere errechnet für das Jahr 1940 folgende Zahlen: Gesamtsumme aller Katholiken 119 224, Erwachsenentaufen 1716 (im Jahre 1939 waren es 1914), Kinder christlicher Ehen 3606, ausländische Missionspriester 308, japanische Priester 159, Schwestern 1685. Der Krieg brachte bei dem herrschenden System der Bergwöhnung jeder westlichen Einflußnahme auf die angestammte Kultur, bei der Internierung so vieler Missionare usw. nicht nur keinen zahlenmäßigen weiteren Fortschritt, sondern das Jahrbuch muß für 1946 überall einen Rückgang buchen: Gesamtzahl der Katholiken 108 324, Erwachsenentaufen in ganz Japan (1945/46) nur 1291, Zahl der ausländischen Missionare 253, der Schwestern 1578.

Vergleichen wir nun diese letzteren Angaben mit dem Stande vom 30. Juni 1950 (berichtet im *Catholic Directory* 1951, pag. 329), so ergibt sich ein erstaunliches Wachstum: Gesamtkatholikenzahl 142 460 (Zunahme allein gegenüber 1949 einschließlich Kinder über 12 000), Zahl der Auslandspriester 682, der japanischen Priester 195, der Schwestern 2206. Daß dieser, besonders prozentual berechnet, eindrucksvolle Anstieg auch in diesem Jahre anhält, mögen Zahlen für die beiden Diözesen Tokio und Osaka erhärten, in denen freilich die Missionsstrategie Japans ihre stärksten Kräfte einsetzt: Im Berichtsjahr, d. i. vom 1. 7. 1950 bis 30. 6. 1951 im Gebiet Tokio 17 065 Katholiken, Zunahme gegenüber Vorjahr 16 % (gegen 1948 um 64 %), Katechumenen 5542 (in den Kriegsjahren in ganz Japan noch keine 3000 jährlich!). Für Osaka: Gesamtzahl 12 126 (Zunahme gegenüber Vorjahr 20 %), Katechumenen 6500 (im Jahre 1944 nur 306, also ein Aufschwung auf das Zwanzigfache!), Taufen über 2000 (1944 waren es 170), ausländische Missionare 95 gegen 26 im Jahre 1944.

Aber auch für das Gesamtbild des katholischen Japan, nicht nur das seiner beiden politischen und wirtschaftlichen Schwerpunkte, ist die prozentuale

Vermehrung der Christen und ihrer Missionare im vergangenen Lustrum imponierend. Es kamen seit Kriegsende rund 450 neue Missionspriester nach Japan (eine gute Anzahl von ihnen aus China vertrieben), gegenüber der Kriegszeit eine Zunahme von etwa 175 %. Die prozentuale Vermehrung der Katholiken Gesamtjapans wäre für diese Zeit zu etwa 30 % zu errechnen, doch müßte diese Zahl aus dem folgenden Grunde ein noch durchaus unzutreffendes Bild vom Ergebnis der Heiden-Bekehrungsarbeit in Japan vermitteln.

Bis zum Kriegsende lebte gut die Hälfte aller japanischen Katholiken geschlossen in Stadt und Diözese Nagasaki an der Westküste von Kyushu, für 1940 rund 60 000 (bei nur 278 Katechumenen und einer Zunahme durch Erwachsenentaufen um 179 fast ein Stagnieren der Missionserfolge). Bekanntlich sind diese Nagasaki-Christen die direkten Nachkommen der schon vor 400 Jahren gewonnenen Erstlinge japanischer Missionsarbeit; der Verfolgung und Abschnürung des Landes gegen das Ausland zum Trotz hatten sie den Glauben über 250 Jahre lang ohne Priester und andere als das Taufsakrament zu bewahren vermocht. Ohne diese Altchristen also zählte Japan bei Kriegsende nur etwa 45 000 Katholiken als Ergebnis einer über 70jährigen Missionsanstrengung, während die nur 6jährige Arbeit seither der Kirche neue 35 000 Bekenner zuführen durfte. Da die Differenz beider Zahlen schon im Laufe dieses Jahres (Juli 1951 bis Juni 1952) mehr als ausgeglichen sein wird, läßt sich als hochbefriedigendes Ergebnis zusammenfassen: In den sieben ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg erntete die katholische Missionsarbeit in Japan gerade ebensoviel Früchte ihres unverdrossenen Fleißes als in den ganzen 70 Jahren ihres Bestehens zuvor.

Ein ähnlich stattlicher Aufschwung ist in der Entwicklung des katholischen Schulwesens zu verzeichnen: Es bestehen im Lande nun zwei große interdiözesane Priesterseminarien (Tokio und Fukuoka), 12 Ordens- und Kleine Seminarien, 2 Volluniversitäten (Jochi Daigaku Tokio und Nanzan Daigaku Nagoya), 4 Frauen-Hochschulen, 15 Colleges und höhere Fachschulen, 60 Mittelschulen usw. Entsprechend ansehnlich ist die Zahl der sozialcaritativen Institute wie Hospitäler, Sanatorien, Dispenserien, Kinderhorte usw. Periodische Publikationen aller Arten von wissenschaftlichen Forschungsberichten, wie den Monumenta Nipponica, den Folklore Studies usw., bis zu den verschiedenen Monatsorganen und Wochenblättern zählt man über 30; ein halbes Dutzend größere und eine Anzahl von kleineren Verlagen dienen ausschließlich der katholischen Presse. Ein modernes Funkhaus der Paulisten-Fathers für katholische Radiosendungen steht vor der Vollendung.

Schon diese Angaben lassen erkennen, daß der Einfluß der katholischen Kirche in Japan auf die Öffentlichkeit ganz unverhältnismäßig stärker sein muß, als die noch geringe Zahl katholischer Japaner — rund 150 000 im Laufe dieses Jahres — es erwarten ließe. Nicht nur in keinem anderen Missionsland der Erde, überhaupt in keinem andern Lande Europas oder Amerikas dürfte der Prozentsatz von gebildeten Katholiken in gehobenen Ständen der Gesamtzahl der Gläubigen in diesen Ländern gegenüber so hoch sein als gerade in Japan. Angefangen vom höchsten Richter der

Nation und Hüter ihrer Verfassung finden sich Katholiken nun unter den Diplomaten, hohen Verwaltungsbeamten, früheren Generälen, Professoren, Juristen, Ärzten. Nicht als ob Konversionen in den akademischen Berufen in sich und vor Gott höher zu bewerten wären als solche von Arbeitern, Bauern oder Fischern, es geht hier einzig um größere oder geringere Hoffnung, durch eine bestimmte Konversion wieder andere anzubahnen. Es liegt auf der Hand, daß ein überzeugt katholischer Universitätslehrer von seinem Katheder herab einen größeren Bereich von Einflußnahme auf seinen noch heidnischen Hörerkreis besitzt, also ein stärkeres christliches Kraftfeld sozusagen darstellt, denn etwa ein Trambahnschaffner oder die Verkäuferin in einem Warenhaus.

Wie ein gesunder Baum Jahr für Jahr in die Tiefe, Breite und Höhe wächst, dehnen sich Wurzeln und Wipfel des Baumes unserer Kirche in japanischem Erdreich nun und wachsen in jedem einzelnen Jahre um dasselbe, wozu sie vor dem Kriege jeweils ein Jahrzehnt benötigten. 1949 und 1950 wurden je nicht weniger als 50 neue Missionsstationen und Kirchen gebaut, eine Zahl, die auch im laufenden Jahre wieder erreicht, wenn nicht überboten wird. Stellen wir noch in Rechnung, daß gegenwärtig vielleicht erst drei Fünftel aller ausländischen Missionskräfte voll einsatzfähig sind, da die übrigen noch 1 bis 2 Jahre dem Studium der schwierigen Sprache obliegen, so brauchen wir sicherlich kein Nachlassen des geschilderten Aufschwungs katholischer Missionsarbeit in der nächsten Zukunft zu befürchten. Gemessen an der Vorkriegszeit darf geradezu von einem Frühling gesprochen werden, der für die Glaubensverbreitung im Lande der Aufgehenden Sonne zu erwarten steht.

2. Die Aufgabe, was sie fördert und hemmt

Hat demnach die Gnadenstunde für Japan geschlagen, steht seine Konversion bevor? Es ist ein anderes, vorauszusagen, wann etwa ein Volk von einer Wirtschaftsstufe zu einer anderen übergehen wird, ob und wann es sich von einem Agrarstaat zu einem Industriestaat wandeln wird, wann es den Analphabetismus überwunden haben wird usw. — und wieder ein anderes ist es um die Prognose, wann diese Nation die Botschaft des Heiles annehmen wird. Tatsachen der Heilsgeschichte — und das Wachsen der Kirche bis ans Ende der Zeiten gehört zu ihnen — lassen sich nicht berechnen und auch nicht nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmen. Liegen sie noch in der Zukunft, so könnten nur charismatische Gaben den Schleier darüber lüften, es lohnt sich nicht, unberufen unter die Propheten gehen zu wollen, weder unter die großen noch unter die kleinen.

Was man gleichwohl versuchen kann, ist, den Voraussetzungen und den Ablaufgesetzen nachzuspüren, die bei jedem Religionswechsel von ganzen Völkern und Rassen wirksam werden. Der Fundamentalsatz von der *Gratia supponens naturam* besteht zurecht sicherlich auch im überindividuellen Bereich, „Gnadenstunden“ der Völker treffen nicht von ungefähr, gewissermaßen in einen geistig luftleeren Raum ihrer Geschichte, sondern sie knüpfen an historisch einmalige Situationen an, und das Tempo wie die Intensität der Rezeption der fremden Religion erschei-

nen mitbedingt vom Alter eines Volkes und seiner soziologischen Struktur in der betreffenden Periode. So liegt es auf der Hand, daß nach völker- und religionspsychologischen Gesetzen die Rezeption des indischen Buddhismus im frischen Jugendalter der japanischen Nation anderer Art sein mußte als eine etwaige Übernahme des Christentums heute im Spätstadium seiner völkischen Existenz.

Nochmals, es wäre auch im Sinne einer vergleichenden Religionsgeschichte müßig, nach der Bekehrungsstunde Japans zu fragen. Das Christentum ist in seinem inneren Kern keine Kulturerscheinung dieser Welt, wie etwa der Hellenismus, der Buddhismus, der Islam, solche sind. Es ist uns nun einmal nicht gegeben, Zeit und Stunde zu wissen. Wohl aber ist es erlaubt, sich über den mutmaßlichen weiteren Verlauf und Erfolg der anvertrauten, begonnenen Arbeit Gedanken zu machen. Ja, es ist Pflicht der Sämannen, den Boden zu studieren, der ihr Saatgut aufnehmen soll; des letzteren Lebensbedingung sowie die des Unkrauts, das gleichzeitig mitaufschließen wird, die Gunst und Ungunst der klimatischen Verhältnisse und dergl. mehr muß ihnen vertraut werden. Es nützt ja der beste Samen nichts, wenn etwa der Grundwasserspiegel soweit abgesunken ist, daß nur mehr unfruchtbare Versteppung die Folge ist. Die evangelische Parabel von dem Samenkorn, das üppig aufgegangen, doch rasch verdorrte, da ihm die dünne Humusdecke zu wenig Nahrung bot, müßte uns von selber derartige Fragen nahelegen. Denn, könnten wir jene Wachstumsvoraussetzungen im japanischen Kulturboden für die Saat des Christentums irgendwie günstig beeinflussen, um der aufspießenden Pflanze Dauer und 30-, 60-, ja 100fältige Frucht zu sichern, so müßten wir das zweifellos tun. Oder um noch eine andere Parabel des Herrn heranzuziehen: ist es immer so, daß ein wenig Sauerteig die ganze Masse durchsäuert? Solange diese Masse unverdorbenes Mehl ist, sicherlich; wie aber, wenn sie gleichzeitig schon von anderen Gärungskeimen zersetzt wird, die noch rascher auflösend wirkten?

*

Setzen wir den Fall, die japanische Volksmasse verbleibe in der gleichen geistig-sittlichen Verfassung, in der sie heute ist, sie warte völlig stationär, bis die Zunahme des Christentums in dem oben dargelegten jährlichen Betrage seit Ende des Krieges sie von selber erfasse und in christlichen Sauerteig umwandle. Wir wollen die günstige Annahme treffen, die katholische Mission gewinne Jahr für Jahr neue 15 000 Anhänger dazu. Wir hätten dann immer noch über 50 Jahre zu warten, genauer bis zum Jahre 2007, bis endlich auch nur 1 % des ganzen Volkes gewonnen wäre. Wir treffen dabei die weitere plausible Voraussetzung (alle Bevölkerungsstatistiker machen sie), die heutige Bevölkerungsziffer von 84 Millionen steige trotz der begonnenen Geburtenbeschränkung in etwa 15 Jahren auf 100 Millionen und werde auf dieser Höhe — sei es durch verstärkte Birth Control, sei es durch Auswanderung — gehalten.

Also trotz des zu erwartenden Missionsfrühlings ein recht bescheidener Erfolg, wird man sagen. Es wurde schon erwähnt, daß der Japanmission in den 70 Jahren ihres Bestehens bis zum zweiten Weltkrieg eine noch zehnfach bescheidenere Ernte beschieden war. 45 000 Katholiken (Naga-

sakis Altchristen wieder unberücksichtigt) unter 70 Millionen (1940) ergeben 1 Katholiken unter 1500 Heiden, und dies trotz einer Unsumme von Arbeit und Schweiß und trotz eines großen Aufwandes von Mitteln. Nach fast zwei weiteren Generationen nur der Erfolg von 1 Getauften unter 100 Heiden — ein Ergebnis, das die China- und Indienmission im großen und ganzen heute erreicht hat —, ist gewiß nicht allzu begeisternd. Dürfen wir indes sicher sein, menschlich gesehen, daß wir dieses Ergebnis überhaupt erreichen?

Zweifellos hat der unglückliche Kriegsausgang, d. h. der Zusammenbruch der shintoistischen Ersatzreligion, in Millionen und Millionen von Japanern ein gähnendes Vakuum hinterlassen. Der Buddhismus, seit langem selbst in der Defensive, war nicht gleich gerüstet, in die Bresche zu springen und die Situation erobernd für sich auszunützen; er war zum Teil sogar mit der gestürzten Größe verbündet gewesen und hatte Mühe, seinen Bestand aufrechtzuerhalten. Das Christentum, in der letzten Zeit geheim und offen diskreditiert (kein Beamter oder Offizier in aktivem Dienst hätte es im totalitären Japan mehr unbeanstandet wagen können, Christ zu werden) — das Christentum also profitierte zunächst, wie immer Widerstandsbewegungen im Untergrund gewinnen, wo sie nicht ausgerottet werden können. Was nicht umbringt, macht stärker.

Indessen diese Situation konnte nicht von Dauer sein. Besetzung und die Härte des Lebenskampfes mußten die Erinnerung an die Vorkriegsjahre verblassen lassen. Für die Frage, ob der heutige Auftrieb der Mission von Dauer sein werde, ist es nicht einmal so wichtig, ob der Zustrom von Glaubensboten und der heutige Aufwand von Geldmitteln für Schulen und Werke aufrechterhalten werden kann. Eines Tages wird ja der chinesische Raum in dem etwa 3000 ausländische Missionare ausgewiesen oder zur Untätigkeit verurteilt sind, sich wieder öffnen. Viel wesentlicher ist, ob das Missionsobjekt, die noch heidnischen japanischen Massen (99,7 % der Nation!) in der heutigen Situation gewissermaßen tiefgefrieren und nach Jahrzehnten noch genau so wie heute ansprechbar bleiben.

*

Wir möchten im folgenden drei positive Momente hervorheben, teils in der heutigen Zeitlage, teils im japanischen Volkscharakter wurzelnd, die für die Dauer der günstigen Situation zu sprechen scheinen, ihnen aber jeweils ein Moment zuordnen, das diese Dauer nicht nur wieder in Frage stellt, sondern die geistige Ansprechbarkeit der Massen in der Zukunft mehr zu gefährden droht, als es je in der Vergangenheit der Fall gewesen. Das erste Moment wurde schon genannt: das Verschwinden des japanischen Staatsmythos, der bei einem Siege des japanischen Polizeistaates eine kaum abzuschätzende Gefahr für das Christentum geworden wäre. Während noch vor wenigen Jahren jedes Mittel der Technik einer allmächtigen Staatsführung zu Gebote stand, das Christentum entweder mundtot zu machen oder es sich „gleichschaltend“ innerlich so auszuhöhlen, daß niemand es mehr ernst zu nehmen brauchte, besteht nunmehr wirkliche Freiheit, können in jedem Ausmaße Presse, Funkwesen usw. in den Dienst der Glaubensverbreitung gestellt werden.

Doch an Stelle des totalitären Staates und seines mythischen Sendungsbewußtseins, dessen primär und materiell veranlaßter Entstehungsgrund doch nur in der Raumnot der japanischen Nation zu suchen ist, lastet nun wie ein neuer Alpdruck die gleiche Raumnot selber auf ihr. Der Bevölkerungsüberdruck, mit anderen Worten, sucht sich nun ein anderes Heilmittel, statt des Kommißstiefels und Samurai-schwertes wirft sich die Nation einem andern Götzen in die Arme, der — Birth Control. Die demographischen Voraussetzungen dieser Situation sind bekannt genug, um länger dabei verweilen zu müssen. Das eigentliche Japan der vier Hauptinseln (ohne Korea) besaß 1940 etwa 71 Millionen Einwohner und soll nun, aller überseeischen Besitzungen beraubt, auf eben diesen vier Inseln 84 Millionen Menschen ernähren. Dieser Lebensraum, mit etwa 370 000 Quadratkilometer nur wenig größer als Italien, ist noch ungleich gebirgiger als dieses, kaum der sechste Teil davon ist überhaupt anbaufähig. Auf einer um 10 000 qkm noch kleineren Fläche als Bayern sollen die Nutzpflanzen wachsen für (in etwa 13 Jahren) 100 Millionen Menschen! Dabei zwingt die Armut des Landes an den wichtigsten Bodenschätzen auch zur Einfuhr der Hauptrohstoffe für seine Verarbeitungsindustrie. Der Export, so lebenswichtig für das Land, hat Mühe, die verlorenen Absatzmärkte zurückzugewinnen, der Dauerverlust etwa des chinesischen Aufnahmelandes müßte katastrophale Folgen haben.

San Franziskos Friedenswerk, das hinter die Vergangenheit großzügig den Schlußstrich zog, hat bezüglich der Zukunft nicht auch nur den schwächsten Versuch unternommen, eine gangbare Lösung der Lebensfrage Japans zu finden. Dieses totale Versagen hebt gerade die Missionarswochenschrift „Tosei News“ des Fr. Kashmitter in Tokio immer wieder mit Nachdruck hervor. Aber nicht nur wußte der Mentor Japans für die Rückkehr in die demokratische Völkergemeinschaft, die Besatzungsmacht USA, dafür keinen Rat, von den Vereinigten Staaten ging und geht — nicht amtlich zwar, aber geduldet von der Administration wie der Okkupation — die Ermunterung aus zu einer staatlich protegierten Geburtenbeschränkung als dem einzig noch wirkenden Radikalmittel, dem Überdruck der Bevölkerung und dem notwendigen Abgleiten des Lebensstandes und schließlichem neuen Ausweg in das Kriegsabenteuer zu steuern. Da weiteste Kreise weltanschaulich schon völlig richtungslos geworden sind, sieht man die sittliche Seite des Problems überhaupt nicht mehr, schon wagte eine bekannte Zeitung den Vorschlag, die Eltern vor jedem „überzähligen“ Kinde durch Auferlegung einer Sondersteuer abzuschrecken. Die Birth Control selber hat dank ihrer ungezählten Apostel bereits Heimatrechte auf japanischem Boden gefunden und begann sich auszuwirken: die Zahl der Geburten auf das 1000 von Einwohnern, bis zum Kriege noch ungefähr 30 betragend, ist dieses Jahr schon auf 26 gesunken. Das Ziel dieser Volksbeglückler ist es aber, diese Ziffer weiter zu senken so lange, bis Japans Menschenzahl wiederum gegen 70 Millionen betrage, weil sein Boden und sein Export nur so viele halbwegs ernähren könne.

Den natürlichen Weg, dem Lande die Auswanderung zu gestatten oder den Zugang zu den Rohstoffquellen, was ja keineswegs Kolonien im alten Stile zu bedeuten bräuchte, zu ermöglichen — den sehen diese Leute gar nicht

mehr, noch weniger verschwenden sie einen Gedanken daran, daß sie mit ihrem Treiben die Nation auch immun machen für eine Religion, die jede Empfängnisverhütung auf anderem Wege als durch die zeitweilige Enthaltung verurteilen muß. Hier dürfte der akuteste Gefahrenherd für die Christianisierung Japans liegen. Wird der Nation kein Weg geöffnet, ihren Bevölkerungsüberschuß nach Übersee abzuschieben oder zu Hause ernähren zu können, so muß sie sich geradezu der Geburtenbeschränkung überantworten, denn wie sollte von einem zu 99 % heidnischen Lande die Enthaltbarkeit gefordert werden, die in unsern christlichen Ländern nicht mehr geleistet wird? Es besteht ein tieferer Zusammenhang zwischen religiöser Wertblindheit und der Treue zu sittlichen natürlichen Grundgesetzen. St. Thomas wird das Wort zugeschrieben, daß zwar die Menschen verzeihen, daß Gott verzeihe, daß aber niemals die Natur verzeihe. Dauerndes Sündigen gegen die Natur rächt diese mit der Verkümmern der religiösen Anlage schlechthin. Vergebliche Hoffnung, ein Volk, in dem der Wille zum Kinde erlischt, für eine Religion von der Höhe der Bergpredigt gewinnen zu wollen.

*

Hinter dieser akuten Infektionsgefahr für das sittlich gesunde Volksempfinden steht die Gefahr einer mehr schleichenden und schwerer zu diagnostizierenden Erkrankung. Wieder erwächst sie aus einer Situation, die an sich ebenso zu einer Hebung und Stärkung des Gesamtbefindens führen könnte. Japan tauschte für den autoritären Beamtenstaat den demokratischen Volksstaat ein. Wären ihm damit gleichzeitig auch die Traditionen und die politische Reife etwa der englischen Demokratie zum Geschenk gemacht worden, es hätte sicherlich einen vorzüglichen Tausch gemacht. Ein solid gebautes Haus, in dem für eine gute Ventilation und Kläranlage Sorge getragen ist, kann für seine Bewohner von vornherein viele Krankheitskeime hintanhaltend. Ein gesundes Staatsleben kann eine höchst wertvolle Hilfe werden für ein Volk, zu seiner sittlich-geistigen Höchstform zu gelangen, die ohne Religion undenkbar ist. Japan hat nun zweifelsohne den Willen und die Fähigkeit, die Spielregeln der Demokratie zu erlernen. Nicht nur diese, die Technik also der westlichen Staatsverwaltung, Gesetzgebung und Rechtspflege — sein Verlangen, zu lernen, was es überhaupt nur immer zu lernen gibt, ist leidenschaftlich und manchmal rührend. Der Junge, der um Mitternacht noch vor seinen englischen Vokabeln sitzt, erstrebt nicht vor allem gute Zensuren, er will durchaus diese Sprache meistern, die ihm das Tor bedeutet zu neuen Welten. Dieser Lernwille Japans stellt eine breite Brücke dar, auf der ihm das Beste begegnen kann, das ihm der Westen zu bieten hat.

Was aber zieht ihm da alles entgegen auf dieser Brücke? Was drängt sich ihm auf mit einer Dauer und Ausschließlichkeit, daß er zuletzt eben glauben muß, der Westen sehe „etwas dahinter“, obwohl es elende Mache, reiner Unwert ist. Wenn etwa in amerikanischen Sendern (für die Besatzungstruppen) überhaupt fast nur mehr Jazz zu hören ist, wenn in den Lichtspielhäusern von den gezeigten Filmen unter 100 Streifen 99 künstlerisch wertlos und geistig absolut anspruchslos sind, wenn unter ebensoviel Literaturerzeugnissen, aus dem Abendland eingeführt und über-

setzt — seien es Bücher oder Aufsätze in führenden Magazinen der Wirtschaft, der Kunst, der Kulturkritik —, für ebensoviele die Grundsätze des Christentums so totgeschwiegen werden, als sei dieses die Religion etwaiger Marsbewohner — so muß ja schließlich die breite Masse des Volkes ihr Aufnahmevermögen, ihre Ansprechbarkeit für die Welt des Evangeliums wo nicht völlig verkümmern, so doch bedenklich schwinden sehen. Kulturen bzw. Zivilisationen, denen selber die objektiven Wertmaßstäbe abhanden gekommen, die vor allem mit dem positiven Christentum gebrochen haben, können, selbst wenn sie es wollten, keinen Kompaß mehr mitliefern zu ihrem geistigen oder ungeistigen Export. Es wird geliefert, was Geld einbringt; die Förderung einer Zensur wäre ein Attentat auf die Presse- und Redefreiheit, das Paladion der fortschrittlichen Welt. Oswald Spenglers kulturmorphologische Thesen mögen noch so anfechtbar gewesen sein, ihre Voraussetzungen noch so relativistisch unhaltbar, an ihrem fatalen Ergebnis, daß wir uns wieder in der Verfallszeit des späten Hellenismus bewegen, daß die geistige Versteppung, die Fellachisierung des abendländischen Menschen eingesetzt hat, wird kaum mehr zu rütteln sein. Auch in solchen Perioden noch, ja selbst in einem Orwellschen Staate noch, wird es Konversionen zum Christentum geben, wird der einzelne sich religiös noch erfassen lassen. Daß aber ein ganzer Volkskörper, in dieser Weise sozusagen morphium- oder heroinsüchtig geworden, auf die gesunde und starke Kost der Heilsbotschaft reagieren werde, wie etwa Widukinds Sachsen zu Karls des Großen Zeiten, das scheint schwer zu glauben. So einem Intellekt mag die Bibel ein bedeutendes Buch bleiben, stellenweise recht lesenswert, wie es Koran- und Vedanta-Abschnitte auch sind; in ihr sich aber geistig ansiedeln zu sollen, erscheint ihm absurd. Sein Zuhause wird er gegen nichts in der Welt mehr eintauschen — den Platz vor dem Fernsehschirm der Zukunft, der ihm, so oft er nun will, den Boxkampf, das Fußball- oder Baseballspiel, vor allem aber die „show“ mit dem Jazzsong, den reinsten Ausdruck seiner selbst, beschert.

Das japanische Volk erscheint noch hundertmal zu gut und zu gesund für diesen Abstieg, und dieser Gefahr ist wohl auch leichter zu begegnen als der vorher genannten, wenn eindringlich genug vor ihr gewarnt wird. Verhängnisvoll wäre es nur, zu glauben, katholische Missionsarbeit an einem Volke gedeihe in jedem geistigen Klima. Die Gefahr als solche ist für jedes Missionsland gegeben, nur haben andere Völker — man denke etwa an diejenigen des indischen Raumes — stärkere Abwehrkräfte bereit oder sind von Hause aus ziemlich immun dagegen, denn Japan mit seiner wahren Leidenschaft, sich fast instinktilos dem Fremden auszuliefern.

*

Die Frage, warum der indische Buddhismus vor 1400 Jahren Japan hat so schnell und vollständig erobern können, während es die Missionsarbeit für das katholische Christentum in 70 Jahren auf nur 1 Bekenner unter 1500 Heiden hat zu bringen vermocht, muß den Missionstheoretiker interessieren, den Missionspraktiker beunruhigen. Es ist nun nicht schwer, aus der japanischen Kulturgeschichte, d. h. der damaligen Verfassung des japanischen Volkes und aus der Natur des Mahayana-Buddhismus selber die Momente zu summieren, die der fremdländischen Heilsreligion gegen-

über dem einheimischen Shintoismus, dem noch reichlich primitiven animistischen Volksglauben, zum Siege verhalfen. Gewiß hatte es das Christentum unendlich schwerer. Aber wiederum wird man a priori vermuten dürfen, daß man es auf seiner Seite vielleicht, um es praktisch zu formulieren, nicht allzu geschickt angepackt hat; daß man gerade die Momente in der neuen Glaubens- und Sittenverkündigung zu starr in den Vordergrund treten ließ, auf die das Japanertum nun einmal am geringsten ansprechbar erscheint.

Wer nur immer längere Zeit hindurch mit der japanischen Volksseele in unmittelbare Berührung kommt, wird der Behauptung zustimmen, daß unter den bekannten fünf Lebensformen Eduard Sprangers der Typ des theoretischen Menschen in Japan am wenigsten zu finden ist (dies freilich mit der Einschränkung, daß damit nicht naturwissenschaftliches Interesse, sondern genuine Begabung für Philosophie und Metaphysik in Frage gestellt wird). Man braucht nicht so weit zu gehen, den Japaner für schlechthin alogisch zu erklären, indessen spricht die Tatsache als solche, daß das Land in seiner ganzen Geistesgeschichte noch bis heute keinen wirklich originalen philosophischen Gedanken hat zu produzieren verstanden. Seine Denkweise und damit sein geistiges Interesse ist so sehr auf das induktive Verfahren eingestellt (vor 70—80 Jahren überhaupt erst richtig mit der Naturwissenschaft bekannt worden, leistet es darin heute mehr als jede Nation Südeuropas oder Lateinamerikas), daß es deduktivem Denken in der Regel nicht wirklich zu folgen vermag und Beweise dieser Art, so evident sie sein mögen, keinerlei Eindruck machen.

Der Japaner ist primär emotional veranlagt und praktisch zugleich, er ist ein Tatsachenmensch und ein Tatmensch. Und ist ihm der Wahrheitswert im metaphysischen Bereich mehr oder weniger unzugänglich, so hat er ein um so unmittelbarereres Verhältnis zum Wert des Schönen, zur Kunst. Der speziellen Richtung dieser ästhetischen Begabung und ihren Grenzen brauchen wir hier wiederum im einzelnen nicht nachzugehen, vielleicht dient es aber, hinzuzufügen, daß auch sein Kunstschaffen, so feinfühlig es sein kann, nicht sonderlich tief erscheint. Zu ganz großen Entwürfen scheint ihm ebensowohl die Kraft der Konzeption zu mangeln wie auch die Ausdauer des Willens, in der Ausführung mit dem Stoff zu ringen. Die so häufige Vorliebe für das Niedliche verrät eine gewisse Kurzatmigkeit auch in diesem Bereiche. Daß Ausdauer ganz allgemein nicht zu den stärksten Seiten seiner nationalen Charakteranlagen gehört, beklagt der Japaner selber am meisten.

Aus dem Gesagten darf ohne weiteres gefolgert werden, daß dem japanischen Katechumenen an einer möglichst lückenlosen, systematisch-geschlossenen Darstellung des Glaubensgutes nicht eben viel gelegen sein kann. Die Folgerichtigkeit etwa im Aufbau und in den Fragen des Catechismus Romanus, der ja ein dogmatisches Lehrbuch darstellt, nicht ein Religionsbüchlein in unserem landläufigen Sinn, vermag uns zu beeindrucken, nicht ihn. Der heute in Japan zu verwendende Katechismus indessen, das Grundbuch, mit dem der Missionar und sein Schüler gewöhnlich sechs Monate zu arbeiten haben, ist nach diesem Catechismus Romanus zusammengestellt. Der koreanische hat immerhin „nur“ 320 Fragen; für

das gebildetere Japan fand man wohl solch ein Wissen unzureichend, immer wieder kam es zu Katechismusreformen, doch statt zu streichen und zu kondensieren, hat jede Kommission nur wieder neue Lücken entdeckt, und so hat die letzte Ausgabe von 1950 es auf genau 541 Fragen und Antworten gebracht, während diejenige von 1947 sich noch mit ihrer 510 „begnügte“. Kommt es auch niemand in den Sinn, solch ein Lehrbuch auswendig lernen zu lassen, so hält es doch schwer, hier mit dem Vorwurf des Intellektualismus zurückzuhalten. Vergleicht man zu der Frage etwa, was der Artikel „Der neue Einheitskatechismus“ im Eichstätter bayerischen „Klerusblatt“ (Nr. 17 vom 1. Sept. 1951, pag. 252) über das entschlossene Abrücken der Väter des neuen Werkes von der systematischen Theologie zugunsten eines pragmatisch-heilsgeschichtlichen Aufbaus zu verraten weiß, so dürfte a fortiori die gleiche Forderung (sowie die einer wesentlichen Kürzung) für ein so ausschließlich „pragmatisch“ denkendes Land wie Japan zu Recht bestehen.

Wiederum sei es nicht im Sinne einer kritischen Forderung, sondern einer rein theoretischen Besinnung als sachliche Feststellung erlaubt, auf die enormen psychologischen Schwierigkeiten hinzuweisen, die dem fernöstlichen Katechumenen und Neuchristen die ausschließlich lateinische Meßfeier verursachen muß, solange er ihr nur mit dem gebräuchlichen Gebetbuch (Kokyokai kitobun) zu folgen vermag. Die japanische Psyche, die so sehr immer wieder neuer Anregungen bedarf, auf diese etwas dürftigen und jahraus jahrein gleichen Texte zu verweisen, die reichen Schätze der Liturgie indes in dem bewegten Wechsel des Kirchenjahres (gewiß nicht absichtlich, wohl aber faktisch) vorzuenthalten, ist u. E. ein zweiter Weg, Suchende eher abzuschrecken denn anzulocken. Daß auch in der japanischen Pfarrkirche kaum mehr die Hälfte der Männerwelt im sonntäglichen Gottesdienst zu finden ist, hat wohl nicht nur die häufige Sonntagsarbeit in Japan zum Grunde, sondern eben auch die Langeweile, der allzu viele nicht mehr Herr zu werden vermögen, weil sie sich geistig nicht mit dem Vorgang am Altare zu beschäftigen wissen.

Wenn ein Lehrgut vom Gehalt der katholischen Heilswahrheiten und ein Kult vom Reichtum und der Schönheit der katholischen Liturgie 70 Jahre lang praktisch fast vergeblich an die Türe Japans pochten, so muß es der missionstheoretischen besinnlichen Rückschau auf diese durch den Krieg abgeschlossene Periode gestattet sein, gerade auch in solchen Inkongruenzen zwischen der Verkündigungspraxis und den psychologischen Voraussetzungen im Volkscharakter mit einen Erklärungsgrund zu sehen. Die starke und sprunghafte Vermehrung der Missionskräfte in diesem Lande aus allen katholischen Ländern des Westens bedingt ja für sich allein noch keine Änderung oder Vertiefung der Missionsmethoden; im Gegenteil besteht die Gefahr, daß jede Genossenschaft auf gut Glück ihren eigenen Weg oder ihre in anderen Ländern geübten Traditionen versucht und so die mangelnde Einheitlichkeit zum Teil wieder an Stoßkraft einbüßen läßt, was die große Anzahl sonst in die Breite erhoffen ließe. Uns jedenfalls scheint die große Wende in der modernen japanischen Missionsgeschichte, trotz der relativ erheblichen und so erfreulichen jüngsten Erfolge, so lange noch nicht gekommen, als nicht auch um eine grundsätzliche Vertiefung der Methoden gerungen wird, diesen Erfolgen Dauer zu ver-

leihen und sie weiter zu steigern. In diesem Sinne möchte es nicht ein Spiel einer müßigen Phantasie sein, sondern ein positiver Beitrag zur Frage der Katechumenatserziehung, wenn im folgenden zum Schlusse ein grundsätzlich neuer Weg zu ihr ergrübelt wird; das gewichtlose Traumbild einer fernen Zukunft vielleicht, indessen der recht gewichtigen, weil recht erfolgreichen Praxis einer fernen Vergangenheit seltsam nahekommend.

3. Vision eines Katechumenates der Zukunft in Japan

Sein Hauptkennzeichen wird sein, daß es die Taufbewerber zu aktiver Teilnahme am Pfarrleben erziehen will, daß es primär nicht darauf ausgeht, ein System von Glaubenssätzen zu übermitteln, sondern den Adepten an ein Tun zu gewöhnen, an das Beten nämlich und den Mitvollzug des Kultes der Kirche. Der sonntägliche Kirchgang ist nach Verlauf dieses Noviziatjahres — normalerweise dauert das Katechumenat 14 Monate — dem Täufling zur vertrauten Gewohnheit geworden, nicht zu einem Opfer, das er mit der Taufe auf sich nimmt. Die Eucharistiefeier selber zeigt dann freilich auch ein verjüngtes Gesicht; die Arbeit der liturgischen Erneuerungsbewegung, längst in den Händen ihrer berufenen Sachwalter, der Bischofskonferenzen der einzelnen Länder, hat hierin ihre Krönung und ihren Abschluß erfahren. Die Regel ist, daß das Meßopfer wieder zu einer Abendmahlsfeier wurde, nicht zu der eines Morgenmahles, zumal an den Sonntagen, so daß niemand auch in Japan oder China durch Berufsarbeit am Besuch gehindert wird.

Der heilige Raum birgt dann (soweit es geschehen kann; Neubauten nehmen von vornherein darauf Bedacht) zwei Schwerpunkte, den beiden Brennpunkten einer Ellipse gleich: den Taufbrunnen und den Altar; auch ersterer ist erhöht, vor allem in Missionsländern, und in Material wie Formgebung von würdigster Ausführung. Um ihn geschart, finden die Katechumenen dort ihre besonderen Plätze, von denen aus sie unter den Augen der Gemeinde den Vorgängen am Altar gut zu folgen vermögen. Die Eucharistiefeier nun, überhaupt nicht mehr anders denkbar sonntags denn als Gemeinschaftsmesse (die stillen Messen zur Begleitung eines Kirchenkonzertes sind verschwunden), ist in ihrem ersten Teile wieder wie in den alten Zeiten, was eben ihr Name sagt, eine Katechumenenmesse, Gebet der Gemeinde und Unterricht. Da der letztere in fernöstlichen Ländern nicht gut in einer antiken Sprache des Westens erfolgen kann, bedient er sich der Landessprache, die ganze Meßfeier mit Ausnahme des Kanons zwischen Präfation und Paternoster verwendet die vom Landesepiskopat geschaffene und von Rom autorisierte Übertragung des Missale Romanum.

Episteln und Evangelien erfuhren teilweise — vorab für die Sonntage nach Pfingsten — eine Umgestaltung, d. h. eine andere Perikopenauswahl. Der Taufbewerber erlebt im Kirchenjahr, dessen heilige Zeiten die Liturgiereform noch strenger und eindrucksvoller zur Geltung brachte, in sakraler Dramatik und Pragmatik den Verlauf der Heilsgeschichte, den gesamten Inhalt des Credo. Das Katechumenat beginnt in der Regel am Sonntag Septuagesima und endet in der Osternacht des folgenden Jahres. Der Vater-Gott als Schöpfer der Welt, Paradiesesglück und Sündenfall

der ersten Menschen, Patriarchenzeit, auch heute die Themen des Breviers für die Vorfastenzeit, stehen in den Perikopen und Homilien vor dem Taufschüler auf als der Beginn seiner Heilsgeschichte, um dann in der Quadregese und Osterzeit abgelöst zu werden — ganz wie in der altapostolischen Verkündigung auch — von den zentralen Vorgängen der Erlösung, der Passion und Verklärung Christi. Artikel für Artikel lernt der Täufling sein Credo verstehen bis zur Communio Sanctorum (Allerheiligen — Allerseelen) und zur christlichen Eschatologie, der vor allem der Advent und die Weihnachtszeit sich widmen. Es versteht sich von selbst, daß ihm im Verlauf des Jahres sein Mentor, der Taufpate, hilft, diese Perikopen auch in der Bibel zu finden, die sein Lebensbuch werden soll.

Episteln und Homilien bringen ihm die Pflichten des christlichen Lebens nahe. Trägt er jeden Sonntag nur einen Leitsatz davon nach Hause, so genügt das, wie es 1500 Jahre genügt hat, eines geschlossenen Systems katholischer Morallehre bedarf es nicht weiter. In der Quadregese des folgenden Jahres wird der Taufbewerber sodann, wenn er sich das Jahr über bewährte, zu einem besonderen Kurs zugelassen, der ihn zwei- bis dreimal in der Woche noch spezieller mit den Sakramenten der Kirche und ihrer Liturgie vertraut macht. Auch werden die Exorzismen des (Erwachsenen-)Taufritus an den früher dafür vorgesehenen Tagen der Fastenzeit im Beisein der Gemeinde vorweggenommen. Die Ostervigil, mit größtmöglicher Pracht gefeiert, bildet endlich den großen Tag, vielmehr die große Nacht seines Lebens.

Altar und Kultfeier sind auch sonst die Stätten und Stunden, wo für den Katechumenen sichtbar die katholische Aktivität und die katholische Caritas ihre Weihe erhalten. Das Amt der Meßdiener wird nach Möglichkeit den eifrigsten unter den Jungmännern anvertraut; Akoluthendienst, Lektorat, Kirchenschließeramts leben wieder auf in den Händen gereifter Männer, desgleichen das Diakonissentum der Matronen. Aus dem Kommuniongitter ist längst wieder eine Kommunionbank geworden mit mensähnlichem Abschluß, an sie treten Sonntag für Sonntag die Gläubigen nach dem Credo heran — nur sie, noch nicht auch die Katechumenen — zum Opfergang. Dem Osten ist es noch vertrauter, auch der Gottheit mit einer Gabe zu nahen. Kein Haus wollte nachher zum Opfermahl wieder erscheinen, hätte es nicht zuvor an der gleichen Stelle sein Scherflein niedergelegt, den Armen der Gemeinde zu dienen.

*

Dieser Art sucht das Katechumenat den künftigen Christen in erster Linie ein Tun beizubringen, eine Lehre freilich auch, aber nur so weit, als der sinnvolle Vollzug des Tuns dies erfordert. Wenn sonst in der Erziehung das Schlaffen von guten Gewohnheiten geradezu alles bedeutet, wie sollte die Katechumenatpädagogik darauf verzichten können? Es ist unvergleichlich wichtiger, etwa einen guten Akt der Reue erwecken zu können, als sich einzupragen, daß es natürliche und übernatürliche, vollkommene und unvollkommene Reuearten gibt und daß sie innerlich, allgemein usw. sein muß (13 Fragen allein schon befassen sich im japanischen Katechismus nur mit Wesen und Eigenschaften der Reue). Erziehung und Ge-

wöhnung zum Beten muß uns unendlich höher stehen, als zum Wissen um das Gebet zu erziehen.

Da sich Gewohnheiten nicht in wenigen Wochen erzielen lassen, darum die längere Dauer des Katechumenates. Sie ist gleichwohl weder für den Parochus unbillig noch für den Taufschüler selber. Es wird ja von diesem nur gefordert, was er vom Tag der Taufe an sein Leben lang üben wird. Die Taufprüfung erstreckt sich bloß auf die notwendigsten Gebete und die Grundwahrheiten des Christentums, die Formulierung der letzteren bleibt zudem dem Taufschüler überlassen. Der Missionar seinerseits findet sich auch entlastet, er braucht nicht mehr jeden Bewerber einzeln zu unterrichten und darf den größten Teil seiner Zeit der Sonntagspredigt und der möglichst schönen Gestaltung der Eucharistiefeier und der besonderen Kirchenjahrsfeiern (Advent- und Weihnachtsfeiern, Buß- und Passionsandachten, Maimonat usw.) widmen. Der sechswöchige eigentliche Katechumenatsunterricht genügt vollauf, das wünschenswerte persönliche Band zwischen ihm und seinem Taufkind zu knüpfen.

Im Umgang mit seinem Taufpaten — sein Amt ist eines der wichtigsten im Laienapostolat und wird in der Regel von älteren und angesehenen Gemeindegliedern verwaltet, Lehrern etwa, Ärzten, Juristen — erfährt der Taufschüler des weiteren, was die christlich-katholische Haltung ist gegenüber allen Formen der modernen Unkultur. Nicht nur negativ soll er dagegen gefeit werden. Die Technik der Zukunft verbilligt Filmapparate, Radio- und Fernsehgeräte soweit, daß auch ärmere Pfarreien für ihre Pfarrheime solche Ausgaben erschwingen können. Längst sorgte ein das ganze Land umspannender Verleihbetrieb der katholischen Filmzentrale dafür, daß die hochwertigsten Filme der Weltproduktion in etwa monatlichen Bildungsabenden gezeigt werden können und die Christen sich mit der Zeit selber, gefördert durch kluge einführende Worte von Kundigen, instand gesetzt sehen, das Echte und Gesunde vom Schein und der Fäulnis zu unterscheiden.

*

Ob so ein Traum je Aussicht hat, der Verwirklichung näherzukommen? Mag es ein Traum bleiben, es muß auch Träume zu hüten geben. Was wir wirklich hoffen, ist dies: daß die liturgische Erneuerungsbewegung gerade aus dem Wissen um ihre eminente Bedeutung für das Heidenapostolat im allgemeinen und die Katechumenatspraxis im besonderen die Antriebe schöpfe, unentwegt weiterzuschreiten; und daß die Missionen in der Theorie wie vor allem in der Praxis immer wieder ihre Methoden schöpfen und inspirieren möge aus dem Jungbrunnen der Liturgie und ihrer Geschichte; aus jenen Tagen etwa, da ein Gregor der Große beides verstand, Liturgie wachsen zu lassen wie ein kundiger Gärtner, und Missionsgeschichte zu machen, indem er Augustins Mönche nach Britannien sandte, wohlversehen mit weisen Maximen.

Ohne es schon klar zu wissen, sucht ja auch der Katechumene, in Japan nicht weniger als anderswo, unmittelbar den Heilsweg, und es ist besser, in der ersten Stunde schon mit ihm aufzubrechen, statt ihn ein halbes Jahr zu belehren, wie er ihn gehen kann, wenn er einmal die Taufe genommen. Was ein Klassiker der alten Katechumenatszeit, Cyrill von Alexandrien,

in einem anderen Zusammenhang schreibt (über Joh. 6,57), darf wohl auch in einem allgemeineren Sinne gelten: „Wir aber, wenn wir das ewige Leben erlangen wollen, wenn wir den Spender der Unsterblichkeit in uns zu haben ersehnen, ja, so machen wir uns doch auf, voller Freude, solchen Segen zu empfangen! Hüten wir uns doch, daß der Teufel uns nicht etwa als einen Fallstrick eine Gottesfurcht aufdränge, die uns zum Schaden gereichte . . . (ne loco laquei damnosam religionem diabolus nobis praetendat) . . . Wann denn willst du eigentlich würdig sein? Wann willst du Christus dich ausliefern?“

Dies ist es, den Katechumenen veranlassen, schon dem noch kaum gehörten Herrn sich auszuliefern. Oft machen Missionare in Japan die Wahrnehmung, daß Christen zu eng an ihren Tauferzieher, den Shimpu, der ihnen den Unterricht erteilte, gebunden erscheinen. Führt sie Beruf und Leben dann in eine andere Stadt, wo Missionare eines anderen Ordens und einer anderen Nation tätig sind, so suchen sie mit diesen ernstlich keinen Anschluß mehr; es ist ihr Shimpu nicht mehr, er weiß ja nichts von ihnen. Auch des Heilspädagogen Ziel muß es sein, sich überflüssig zu machen. Quia unus est magister vester, Christus.